Objekttyp: **Issue**

Zeitschrift: **Schweizer Frauenblatt : Organ für Fraueninteressen und Frauenkultur**

Band (Jahr): **25 (1943)**

Heft 47

PDF erstellt am: **29.05.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Landesbibliothek
Bern

Winterthur, 19. November 1943 — Erscheint jeden Freitag — 25. Jahrgang Nr. 47

Schweizer Frauenblatt

Abonnementspreis: Für die Schweiz per Post jährlich Fr. 11.50, halbjährlich Fr. 6.30 Auslands-Abonnement pro Jahr Fr. 16.—. Einzel-Nummern kosten 20 Rappen / Erhältlich auch in sämtlichen Bahnhof-Kiosken / **Abonnements-Einzahlungen auf Postcheck-Konto VIII b 58 Winterthur**

Offizielles Publikationsorgan des Bundes Schweizer. Frauenvereine
Verlag: Genossenschaft „Schweizer Frauenblatt", Winterthur
Inseraten-Annahme: August Fitze A.-G., Stockerstraße 64, Zürich 2, Telephon 7 29 75. Postcheck-Konto VIII 12433
Administration, Druck und Expedition: Buchdruckerei Winterthur A.-G., Telephon 2 22 52. Postcheck-Konto VIII b 58

Organ für Fraueninteressen und Frauenaufgaben

Insertionspreis: Die einspaltige Millimeterzeile oder auch deren Raum 15 Rp. für die Schweiz, 30 Rp. für das Ausland / Reklamen: Schweiz 45 Rp., Ausland 75 Rp. Chiffregebühr 50 Rp. / Keine Verbindlichkeit für Placierungsvorschriften der Inserate / Inseratenschluß Montag Abend

Ist der Kampf gegen das Abzahlungswesen immer noch aktuell?

Man sollte meinen, die Kriegszeit mit steigenden Preisen, mit häufigem Militärdienst und somit unregelmäßigen Einkommen müßte die Händler davon abhalten, Möbel und anderes gegen Teilzahlung zu verkaufen. Laut Statistik sind auch tatsächlich die Abzahlungskäufe nach Kriegsbeginn zuerst zurückgegangen, so z. B. in der Stadt Basel von 4946 (1938) auf 3277 (1940), haben aber seither wieder zugenommen bis 4019 (1942). Zudem spielen die Abzahlungskäufe, d. h. ihre Folgen gerade in der Kriegszeit eine besondere Rolle, indem der Käufer oft nur mit Mühe oder zeitweise auch gar nicht in der Lage ist, seinen Verpflichtungen nachzukommen. In sehr vielen Familien reicht ja das Einkommen gerade nur für den laufenden Lebensbedarf.

Wenn dann noch eine Notlage des Verkäufers hinzukommt, so kann die Auswirkung noch schlimmer sein. Dazu ein Beispiel: Der Inhaber eines Abzahlungsgeschäftes kam bei der Mobilisation in Zahlungsschwierigkeiten. Da er bei den Großbanken keinen Kredit erhielt, nahm er schließlich bei einer „Wucherbank" Geld auf zu einem Zins von 18 Prozent. Der Kunde, ein junger Arbeiter mit zwei kleinen Kindern, mußte sich schriftlich verpflichten, die Abzahlungsraten in Zukunft an jene Bank zu zahlen, mitsamt diesen zusätzlichen Zinsen und andern Zuschlägen.

Die Verkäufer gehen in der Kriegszeit vielfach schärfer vor als früher. So klagt ein Möbelhändler gegenüber seinen Käufern, sobald sie fünf Monatsraten im Rückstand sind, auf Herausgabe der Ware laut Art. 715/716 des ZGB. Dabei rechnet er allerdings, wie er ganz offen zugibt, damit, daß die Armenpflege oder eine andere Fürsorgeinstanz im letzten Moment eingreift, die Rückstände nachzahlt und somit ein Abholen der Gegenstände überflüssig macht, was auch für ihn die angenehmste Lösung ist!

Verhängnisvoll ist es, wenn Inhaber von Teilzahlungsgeschäften nicht so viel Einsicht besitzen, sich nach den veränderten Verhältnissen ihrer Kunden zu richten. Ein Arbeiter schloß vor einem halben Jahr einen Kaufvertrag ab für ein Wohn- und Schlafzimmer bei einem großen Möbelgeschäft, für insgesamt Fr. 5500.—. Er rechnete dabei mit dem Erlös aus einem Hausverkauf in der Familie. Nun konnte das Haus nicht verkauft werden, und es war außer Erspartem im Betrag von Fr. 1000.— und Darlehen des Arbeitgebers und von einem Verwandten in der Höhe von Fr. 1600.— kein Geld flüssig. Das Möbelgeschäft wurde um Aufhebung des Vertrages ersucht, lange bevor die Möbel zur Lieferung bereit waren, damit der Arbeiter sich einfacher einrichten könnte. Die Firma verlangte eine Abfindungssumme von 20 Prozent, also mehr als Fr. 1000.—, obschon sie in keiner Weise zu irgend einem Verlust gekommen wäre. Auf den Vorschlag, einen Vertrag für eine weniger hohe Kaufsumme abzuschließen, ging sie nur unter der Bedingung ein, daß für den Fehlbetrag innert drei Jahren ein Käufer gefunden werde, ansonst Fr. 400.— fällig würden. Der Arbeiter schaffte nun ein Wohnzimmer für Fr. 2600.— an. Die übrigen Möbel erhielt er aus dem elterlichen Haus — und für den Rest von 2900 Franken muß er nun Käufer suchen und somit gegen seine innere Ueberzeugung eine Firma empfehlen, die so wenig Verständnis für die Lage ihrer Kunden zeigt. — Dasselbe Geschäft hat in einem Rundschreiben seine Abzahlungsschuldner aufgefordert, neue Kunden zu gewinnen, wodurch sich ihre Restschuld um eine gewisse Summe reduzieren würde. Ganz entrüstet sagte die Adressatin eines solchen Schreibens: „Jetzt weiß diese Firma doch, wie sehr wir zu „knorzen" haben mit dem Abzahlen, und wie viel Kummer und Sorgen es uns schon bereitet hat. Und da verlangt sie von uns, daß wir andere in die gleiche Not hineintreiben!"

Soll man die Abzahlungsgeschäfte verbieten? Darüber hat die Subkommission der Schweizerischen Familienschutzkommission, welche die Aufgabe hat, eine Eingabe an das Eidgenössische Justiz- und Polizeidepartement zu verfassen, lange beraten. Sie kam zum Schluß, daß das Abzahlungssystem doch in manchen Fällen nicht zu umgehen sei, vor allem für den Ankauf von Produktionsmitteln und von lebensnotwendigen Gütern. Hingegen hat sie in ihrer Eingabe vom 17. Juni 1943 betreffend gesetzliche Verbesserungen im Abzahlungswesen eine Konzessionierung der Abzahlungsgeschäfte mit verschiedenen erschwerenden Bestimmungen in Vorschlag gebracht. Damit sollten gewisse Auswüchse und rigoroses Vorgehen verhindert werden können. Im Kanton Waadt sind die Teilzahlungsgeschäfte seit 1935 konzessionspflichtig.

Andere Auswege

Im übrigen muß auch auf anderm Weg versucht werden, der Abzahlungsnot beizukommen, z. B. durch Beratung, wie sie Familienfürsorgerinnen, Fabrikfürsorgerinnen und die seit einem Jahr bestehende Basler Möbel-Aussteuer-Beratungsstelle ausüben können. Die Aussteuer-Beratungsstelle wurde bisher von etwa 80 Personen in Anspruch genommen. Ein Möbelschreiner übt die fachmännische Beratung aus, eine Fürsorgerin die finanzielle, wobei sie mitzuhelfen versucht, Wünsche und vorhandene Mittel miteinander in Einklang zu bringen und gesunde Darlehensmöglichkeiten ausfindig zu machen. Um zu verhindern, daß bei Abzahlungsgeschäften oder Wucherbanken Kredit aufgenommen werden muß, geben in manchen Fällen die Arbeitgeber größere Darlehen. So konnte einem langjährigen Arbeiter einer Fabrik mit Hilfe von Fr. 775.— ermöglicht werden, eine Schlafzimmer- und Wohnzimmereinrichtung aus zweiter Hand zu beschaffen, nachdem er jahrelang mit Frau und Kind möbliert gewohnt hatte. Dies hat viel dazu beigetragen, daß jetzt das Familienleben froher und harmonischer ist, und daß seltener das Vergnügen außer Hause gesucht wird.

Von großem Wert kann auch die Beratung von Mensch zu Mensch sein und die Erziehung dazu, daß es gesunder ist, sich nach den vorhandenen Möglichkeiten zu richten, sich vorerst zu beschränken und nach und nach Neues anzuschaffen, wofür man besser zum voraus als hinterher spart.

Hedda Fredenhagen.

Jetzt schon
bitten wir Sie, daran zu denken, daß ein
Geschenk-Abonnement
unseres „Schweizer Frauenblatt"
Ihren Freundinnen und Verwandten auf Weihnachten sehr willkommen sein wird.
Lassen Sie sich bitte unsere hübsche
Geschenkkarte
durch unsere Administration,
Winterthur, Technikumstr. 83, zusenden.

Wir lesen heute:

„L'idée marche!"
Zur Sammlung für die Flüchtlingshilfe
Briefe an das Frauenblatt
Ich studierte Chemie
Der „Todesengel"

Gang durch einen Tag

Brief aus einem Internierten-Heim

Von einer Fürsorgerin

Meine Liebe,

In Deinem letzten Brief forderst Du mich auf, ein wenig aus meiner Arbeit zu erzählen. Das will ich gerne tun, entschuldige nur, daß es nicht schon lange geschehen ist. Es ist nämlich nicht ganz leicht, von Internierten und ihrem Leben in einem Heim ein richtiges Bild zu geben. Natürlich könnte ich Dir mit Leichtigkeit interessante und sensationelle Begebenheiten aufzählen, aber das war ja mit Deiner Anfrage nicht gemeint. Es kann sich auch nicht darum handeln, politische oder weltanschauliche Diskussionen zu führen, dazu fehlen Voraussetzungen und Uebersicht. Was wir unternehmen wollen, ist ein gemeinsamer Rundgang durchs Haus. Und dabei wollen wir ein bißchen auf das achten, was es eben in diesem Haus zu sehen und zu hören gibt. — Voraussetzen will ich noch, daß wir der Zentralleitung für Arbeitslager in Zürich unterstellt sind, diese wiederum der Polizeiabteilung des eidgenössischen Justiz- und Polizeidepartements in Bern.

Frage bei unserem Rundgang nicht zu viel. Ich kam einmal mit zwei Frauen ins Gespräch. Die eine sagte: „Glauben Sie mir, wir sind von Eisen, daß wir das durchmachen konnten," die andere: „Ich könnte schon erzählen, aber es paßt doch hier nicht." Daran müssen wir uns halten.

Unser Haus ist am See gelegen, ein gemütlicher, langgestreckter Hotelbau, vielen unserer Internierten aus früheren Zeiten, da sie als Gäste reisten, wohlbekannt. Bettenzahl 300. Wenn wir erwachen, geht unser Blick in eine herrliche Gegend, und es fehlt nie an Vögeln, die zum Morgenbesuch kommen. — Wenn es Zeit wird zum Aufstehen, geht der Nachtwächter eine Kuhglocke schwingend durchs ganze Haus, eine halbe Stunde später versammelt sich alles zum Appell. Jede Internierte wird beim Namen aufgerufen, die Kranken notiert und den beiden Lagerärzten übergeben. Anschließend folgen, wenn vorhanden, einige Bemerkungen, willkommene wie z. B. die sehr verdankenswerte, verbilligte Ausgabe von Konzert- und ähnlichen Billetten, weniger beliebte, wie z. B. die Aufforderung zur strikten Innehaltung des Ausgangsrayons. Solche Mitteilungen werden meistens in Deutsch und Französisch durchgegeben, der geläufigsten Ausdrucksweise, doch gab es Zeiten, da neben diesen beiden Sprachen noch 14 andere gesprochen wurden.

In dieser Verschiedenartigkeit, mehr aber noch in derjenigen von Herkunft und Sitte liegt der Grund zu vielen Schwierigkeiten, auch solchen, die nicht behoben werden können. Nach dem Morgenspruch, den die Insassen selber wählen können, folgt das warme Morgenessen, und nach einer Pause, da die Schlafzimmer in Ordnung gemacht werden, die Arbeit.

Diese ist genau eingeteilt; dabei wird auch auf die Fähigkeiten der Einzelnen nach Möglichkeit Rücksicht genommen. Die jungen Mädchen, zirka 60, arbeiten in Gruppen im Hause, Garten, Wäsche, Küche, Abwasch, Service. Alle Monate werden sie umgeteilt. Früher, als ihnen die Arbeit noch ungewohnt war und sie noch stärker unter den Folgen der Emigration litten, alle acht Tage.

Bei den zirka 180 Frauen ist es etwas anders. Die meisten wurden uns als erholungsbedürftig, zum Teil auch krank überwiesen. Wie würden diese arbeiten können? — Es dauerte aber gar nicht lange, so regten sich auch hier die Hände, und es war eine unserer schönsten Erfahrungen, wie, wenn auch oft nach Wochen der Krankheit und Apathie, Arbeitsfreude und Lebensmut sich wieder hoben.

Jetzt siehst Du hier die Rüstgruppe beim Kartoffelschälen, je nach Wetter sitzt sie im Hof oder in den Autoboxen, im alten Billardsaal hat sich die Nähgruppe niedergelassen, denn, da wir eine ausgezeichnete maschinell eingerichtete Waschküche haben, besorgt und hält unser Lager noch die Wäsche zweier anderer Lager instand. Die Strickgruppe fabriziert ungezählte Sockenpaare, eine weitere Gruppe arbeitet im Haushalt, noch eine andere beim Geschirrabwaschen. Wer arbeitsfähig ist, bekommt seinen Sold, der sonst für alle 20 Rappen beträgt, erhöht.

Auch für die Kleidung ist sehr gut gesorgt, und viele unserer Leute erkennst Du nach ein paar Tagen kaum mehr. Die jungen Mädchen staffieren sich gegenseitig aus, und es ist immer ein heiteres Bild, wenn der große Urlaub (alle sechs Wochen) gekommen ist. An anderen Ausgangstagen und an den Werktagen gehts einfacher zu. Aber ein Sich-Gehenlassen siehst Du in den allerwenigsten Fällen.

Jeder von unseren Leuten hat eine Ausrü-

Es ist das Wahrzeichen und das Recht der höchsten Leidenschaft, für die Hoffnungslosigkeit zu ringen, wie für die sicherste Gewähr.

Gottfried Keller.

Am Leben vorbei

Von Alma Textor

(Schluß.)

Mit Groll und Bitterkeit blätterte sie manchmal in dem Buche, das sie damals, als es erschien, gekauft hatte, um es zu verschenken; das er ihr später selber zugewendet hatte, nachdem sie es schon vorher im ersten Abzug gelesen hatte. Irgendwo befand sich dieses ungebundene Exemplar noch in ihrer Bücherei. Sie hatte es sich damals vor sich selber nicht recht einzugestehen gewagt, daß es sie enttäuschte, daß es ihr nichts erfüllte von den Erwartungen, die sie darauf gesetzt hatte. Jetzt haßte sie das Buch, wie eine Frau nur die hassen kann, die ihr den Freund geraubt hat. Nicht wie sie die hassen muß, die schöner, bedeutender, reicher an Geistes- oder Herzensgewalt ihr seine Liebe entfremdet, sondern wie eine, der sie sich hundertfach überlegen weiß, sodaß sie nie und nimmer begreifen kann, daß sie ihr den Menschen stehlen konnte. Ja nun weiß sie es: Sie ist unendlich viel mehr wert als solche Bücher, wie er sie da zusammenschrieb, einem Kinde gleich, das seine Aufgaben gewissenhaft erledigt. Aufgaben, die aber nie und nimmer aus ihm selber gekommen wären. Und was hatte sie denn eigentlich verloren? Das mußte sie sich immer wieder fragen, wenn sie sich bewußt wurde, daß sie doch eigentlich auf ein Lebenszeichen harrte, auf ein Wiederkehren. Wenn sie mit solchen Zweifeln seinem Schaffen gegenüberstand, was hatte dann der Mensch ihr zu geben? Aber es würde doch lange dauern, ehe sie der Stimme des Verstandes endgültig den Sieg zuerkennen konnte in dem innern Zwiespalt mit dem unvernünftigen, gekränkten und enttäuschten Herzen.

Das wußte sie nicht, und wie gut war es doch, daß sie es nicht wußte, daß er seit jenem kühlen Auseinandergehen ihr kaum einen Gedanken geschenkt hatte.

Er war damals, — ein verstimmter Abend mehr oder weniger, was mochte darauf noch ankommen? — bald nach seiner Heimkehr wieder mit seiner Frau zusammengeprallt, die von ihm erwartete, daß er am nächsten Tag mit ihr zusammen im Kreise ihres Elternhauses einem kleinen Fest beiwohnte. Immer und ewig diese Familiensimpelei, die einen zu nichts Vernünftigem kommen ließ! Er fuhr sie maßlos heftig an, als sie über dem Abendessen die Bitte vorbrachte, und er warf, so oft war es schon geschehen, das Besteck hin und ging auf seine Stube, von der er bis in die späten Nachtstunden nicht mehr herunterfand. Und darauf ging es wieder wochenlang, wie es schon seit Jahren gegangen war: Fremdheit und Verstimmung zuhause. Unbefriedigtsein in seinem Tagwerk, und aus beiden immer wieder die Flucht in seine Arbeitsklause. Dann unc wann zur Aufmunterung eine Besprechung mit dem Verleger, eine Unterredung mit dem Künstler, der sein neues Buch illustrieren wollte, Geschäftigkeit, die ihn über die innere Leere hinwegtäuschte. Dann wieder konnte oder mußte er das alles für ein paar Wochen abstreifen, mit dem Werkkleid vertauschen. Es machte ihn frei von den bürgerlichen und der Familie Ketten, er packte immer gerne seinen Dienstkoffer und legte zuunterst seine geliebten Blätter und Manuskripte hinein. Dann und wann ward ihm ja wohl auch ein einsamer Abend auf der stillen, fremden Stube zur Vertiefung in sie. Und wenn auch nicht, schien er es doch nicht zu empfinden, daß ihm dies männlich-straffe Leben viel weniger Freiheit und Muße ließe als das häusliche. Es brachte ihm doch Entspannung, er erkannte darin eine Notwendigkeit, die er höher einschätzte und ernster nahm als die Familienpflicht, die er, wie er meinte, leichtsinnig und freiwillig auf sich genommen hatte. Da er nun allem fern war, der Häuslichkeit wie der Arbeit, sehnte er sich viel weniger nach dieser und opferte der höhern Verpflichtung viel williger Zeit und Freiheit, als er sie Menschen, die Rechte an ihn geltend machen wollten, je hätte opfern mögen. Es war wie eine Flucht in eine Welt jenseits des Willens. Auch schuf die Entfernung einen gewissen Ausgleich; die wenigen Stunden, die er seiner Familie widmen konnte, zeigten ihn ruhiger und gelassener.

Aber schon kurze Zeit nach der Entlassung brach es nur mit verdoppelter Gewalt und Bitterkeit wieder aus ihm hervor, wenn er ein paar Wochen wieder zuhause lebte und das Alte mit neuer Gewalt und Schwere sich an ihn hängte, nicht irgendein Wunder der Befreiung, auf das er unbewußt gehofft und gewartet hatte, eingetreten war.

Auch das Ausbleiben der künstlerischen Anerkennung wurde ihm dann wieder fühlbarer, und zum Groll gegen die gestörte Weltordnung, die ihn über seine Existenz zerstörte, seine Bewegung hemmte, seine Tat lähmte, seinen Raum beschränkte, kam der Groll gegen alle die, die halten zuhause bleiben können und den Platz an der Sonne besetzen, indessen er dem Lande seinen Tribut zollte.

Vor allem jener Wunsch blieb unerfüllt, der im Tiefsten seiner Seele wohnte: der Wunsch, seine Gestalten endlich einmal über die Bühne schreiten zu sehen, von dramatischer Wirklichkeit umglänzt all das auferleben zu sehen, was er in redlichem Bemühn geformt hatte. Alles andere, was da und dort in Zeitschriften von ihm stand, was selbst in einem neuen, hübsch ausgestatteten Bande im Fenster des Buchladens lag, war nur ein Beiläufiges, Zufälliges, es waren Blumen, die er in seinem Garten so nebenher pflückte. Aber die Früchte seines liebsten und besten Baumes in Gartens Mitte, die wollte er nun endlich, endlich reifen sehen. Aber seltsam: Je länger sie in seiner Schublade lagen, die fertigen Porträts der Großen, die ihn seinerzeit so mächtig angereizt und zur Wiedergabe gedrängt hatten, umso matter erschienen sie ihm, umso tonloser ward ihr Wort, das er niemals, niemals aus lebendigem Menschenmund, aus quellendem Herzen würde sprechen hören. Wessen war die Schuld? O, man mußte eben frei sein, ganz frei, nicht nur um des ruhigen Schaffens willen, nein, auch um sich ganz, und wäre es mit Gewalt, durchsetzen zu können gegen jeden Widerstand, gegen Neid und Zurücksetzung, gegen Ungerechtigkeit und voreingenommene Kritik. Ganz frei. Er lachte bitter. Hatte nicht eben, da er heimkam in froher Erregtheit, um eine glückliche Eingebung in rascher Skizzierung festzuhalten (während der paar freien Abendstunden, die er vor sich hatte), seine Frau von ihm erwartet, daß er ihr bei der Gartenarbeit helfen solle? Niemals konnte sie begreifen, daß er Wichtigeres zu tun hatte. Konnte denn nicht die Kleine, die nun wohl groß genug war, ihr helfen? Eine Strickarbeit oder eine Schulaufgabe ließ sich denn doch leichter eine Weile beiseitelegen als seine Arbeit. Es war immer die gleiche Geschichte.

Aber nun hatte es ihm glücklich wieder die ganze Stimmung verdorben. Der Faden war abgerissen, an dem er einen guten Abend hindurch freundlich zu spinnen gehofft. Mißmutig und grollend schloß

sungskarte (nebst einigen andern), doch will ich Dir keine technischen Details, sondern nur die Versicherung geben, daß in unseren drei Bureaux eine große und aus tausend Kleinigkeiten bestehende Arbeit geleistet wird.

Wie Du siehst, haben wir zwei Speisesäle, der kleinere mit den runden Tischen für die Mädchen, der größere mit den langen Tischen für die Frauen. Unser Geschirr ist sehr schön, und die Leute wissen das, sowie die schönen Zimmer, die guten Betten und vieles, was wir ihnen bieten, richtig und dankbar zu schätzen. Wenn sie uns manchmal in anderen Dingen verständnislos gegenüberstehen, so ist das, zugegeben, oft schwer; aber auch der Flüchtling hat es schwer: es gilt deshalb, jeden Tag aufs neue zu ermuntern und anzuspornen.

Der Nachmittag gehört wieder der Arbeit; um 6 Uhr essen wir, und dann ist Feierabend. Nun fangen die Sprachstunden an, denn da viele nicht mehr in ihre Heimat zurückkehren werden, sondern nach Uebersee gehen, sind Sprachkurse in Spanisch, Hebräisch, Englisch nötig geworden; für Maturandinnen, die ihre Studien unterbrechen mußten, geht ein Kurs in höherer Mathematik. Sind die erstgenannten Kurse mehr für die Mädchen arrangiert worden, so ist ein anderer regelmäßig fortlaufender, über Tages- und Zeitfragen mehr für die Frauen gedacht. Die Teilnahme an diesen abendlichen Veranstaltungen ist fakultativ. Die Kursleiter, ebenfalls Flüchtlinge, geben sich viel Mühe, denn sie wissen genau, wie besonders der noch junge Mensch, nach jahrelangen Irrfahrten, der geistigen Disziplin und Ausrichtung bedarf. — Es geht aber an unseren Abenden nicht immer ernst und hochklassisch zu, es gibt auch Scherz und Schabernack. Da liegt ein Schimmer vergangener Zeit auf den Gesichtern, sie erzählen — und für Stunden vergißt die große Dame neben vielen, vielen andern Dingen auch ihren Kartoffelschäler und der Herr Direktor sein einziges Paar Hosen. —

Aber unterdessen ist es spät geworden; es ist 10 Uhr, und das letzte Glockenzeichen ertönt; der Nachtwächter geht durchs Haus, und Du hörst seine Stimme rufen: „Licht aus! Licht aus!"

So wollen auch wir uns eine gute Nacht wünschen und hoffen, daß uns der vergangene Tag dem Frieden näher gebracht habe.

Deine L.

Zwei Bücher in einem

Das Jahrbuch der Schweizerfrauen — Der Schweizerische Frauenkalender —

Ein erstes Mal wurden sie vereinigt in der handlichen bisherigen Form des Frauenkalenders. Clara Büttiker, der Herausgeberin der nun schon zum 34. Male erscheinenden Kalender, ist nun auch vom Bund Schweiz. Frauenvereine dessen Jahrbuch zu redigieren anvertraut worden, da beide Publikationen die gleiche Zielsetzung haben, im gemeinsamen Geleitwort formuliert: „der Frau zu dienen, die Interessen des weiblichen Geschlechtes zu umfassen und Rechenschaft zu geben über die Arbeit von Frauen, für die Frauen". Ansprechende Erzählungen von Betty Knobel, Regina Ullmann, Ida Frohnmeyer, E. v. Steiger-Wach, B. Kollbrunner, Anna Burg und C. Büttiker wechseln ab mit orientierenden Aufsätzen Sachkundiger über soziale und wirtschaftliche Frauenfragen (hier treffen wir als Autoren die Namen unserer Mitarbeiterinnen wie Helene Stucki, Dr. Elisab. Naegeli, Dr. E. Steiger, G. Gerhard, Dr. F. Baumgarten-Tramer, u. a.). Nachrufe auf hier bedeutende Verstorbene lassen uns verweilen in ehrendem Gedenken, eingestreute Gedichte, Reproduktionen von eindrucksvollen Plastiken (Emma Sulzer-Forrer) und Gemälden (Gertrud Schwabe), von Federzeichnungen und Holzschnitten bieten Einblick in künstlerisches Schaffen der Frau. Vom sozialen Wirken, vom Angestrebtem und Erreichtem spricht die Chronik der schweizerischen Frauenbewegung, von Clara Nef übersichtlich zusammengestellt, und die internationale Chronik, von Dr. Renée Girod betreut. Zum wertvollen Handbuch wird uns diese Publikation durch die Adressenverzeichnisse der internationalen und schweizerischen Frauenverbände und -Institutionen. — Möge das ansprechende Buch auch in seiner neuen Gestaltung recht viele Freunde finden. (Verlag H. Sauerländer & Co., Aarau, Preis Fr. 3.70.)

«L'idée marche!»

Man darf über die Verhandlungen, die in Zürich am letzten Samstag zur

Gründung des schweizerischen Frauensekretariates

geführt haben, füglich diese Worte setzen, denn wieder ist ein Projekt reif geworden, um dessen Verwirklichung sich die Frauenverbände unseres Landes seit Jahren bemühten. Aber es sind nicht nur die Ideen, die reifen, auch die Frauen selbst schreiten in ihrer Entwicklung stetig fort.

Wie ausgezeichnet war doch diese Gründungsversammlung vorbereitet und wie gewandt wurde sie von der Präsidentin des Bundes Schweiz. Frauenvereine, Frl. Clara Nef, präsidiert, die den in großer Zahl erschienenen Delegierten Punkt für Punkt der gewichtigen Traktandenliste klar und präzis darlegte! Erfreulich war auch das Niveau der Diskussion und was an Vorschlägen zu dem wohlausgedachten Organisationsplan vorgebracht wurde, hatte Hand und Fuß. —

Der Zweck des Schweiz. Frauensekretariates:

Zentrum zu sein der schweizerischen Frauenbewegung; vorbereitendes und ausführendes Organ für alle Aufgaben, die ihm von den ihm angeschlossenen Verbänden auf eidgenössischem oder kantonalem Gebiet zur Durchführung überbunden werden; Archiv, Nachschlags- und Auskunftsstelle für alle diejenigen, die sich über irgend eines der vielen Tätigkeitsgebiete der Frau in der Schweiz orientieren möchten.

Seine Organisation:

die jährliche Delegiertenkonferenz, in die jeder Verband je nach dem von ihm geleisteten Beitrag 1—3 Delegierte abordnen kann;

die drei Betriebskommissionen, die entsprechend dem in drei Abteilungen gegliederten Sekretariat folgende Tätigkeitsgebiete zu überwachen haben werden:

I. Frauenberufe; II. Allgemeine Frauenfragen; III. Mitarbeit der Frau im öffentlichen Leben;

die Geschäftsleitung, die sich zusammensetzt aus der Präsidentin der Delegiertenkonferenz, sowie aus den Vorsitzenden der Betriebskommission.

Seine Finanzierung:

zur Freude aller gesichert durch die ihm jeweils auf drei Jahre zugesagten Vereinsbeiträge.

Die Persönlichkeiten,

die an seiner Spitze stehen:

Präsidentin der Delegiertenkonferenz: Frl. Dr. M. Schlatter, Leiterin der Sozialen Frauenschule, Zürich;

Präsidentin der Abteilung I, Frauenberufe: Frau Sophie Glättli-Graf, Zürich, seit 20 Jahren Präsidentin der Schweiz. Zentralstelle für Frauenberufe, der diese Abteilung angegliedert wird.

Präsidentin der Abteilung II, allgemeine Frauenfragen: Frau Martha Zöbeli-Göz, früher Fürsorgerin, Zürich;

Präsidentin der Abteilung III, Mitarbeit der Frau im öffentlichen Leben: Frau E. Vischer-Alioth, Präsidentin des Schweiz. Verbandes für Frauenstimmrecht, Basel.

Getragen vom deutlich spürbaren Willen zu gemeinsamer Arbeit und gemeinsamem Vorgehen hat die große Frauengemeinde in dreistündigen, konzentrierten Verhandlungen die Linien gezogen, innerhalb welchen unser Sekretariat fürderhin seine Tätigkeit ausüben wird und die Personen gewählt, die seine Schritte leiten werden. Es gab wohl keine einzige unter den Versammlungsteilnehmerinnen, die nicht mit dem warmen, sichern Gefühl nach Hause ging: heute sind wir wieder ein gutes Stück vorwärts gekommen auf dem Weg zu freier Entfaltung aller unserer Kräfte. Und wenn es auch manchmal langsam geht, und wenn sich uns auch immer wieder Hindernisse entgegenstellen: l'idée marche!

Zur Sammlung für die Flüchtlingshilfe

Hilf, Herr Gott, hilf in dieser Not! Wem hätte sich nicht schon aus dem tiefsten Grund seiner Seele dieser flehentliche Hilferuf entrungen beim Hören von der furchtbaren Not der Heimatlosen, die sich über unsere Grenzen drängen, der verhältnismäßig kleinen Schar, die in unserm Lande Rettung findet, und der vielfach größern, die unter unsäglichem Leiden irgendwo in der Welt zu Grunde geht. Allen können wir nicht helfen; aber die Tatsache, daß wir nicht allen helfen können, enthebt uns nicht der Verpflichtung, denen zu helfen, die uns auf unserem Wege begegnen, von denen ja jedes irgendwie verknüpft ist mit dem Schicksal der Verschollenen, die Aufgabe auf uns zu nehmen, die uns Gott vor unsere Türe legt.

Wir in der Schweiz gehören zu den wenig Bevorzugten auf dem Erdenrund, die noch die Möglichkeit haben, zu helfen. — Und wir haben sie — trotz der Not im eigenen Land, trotz der Knappheit, die viele unserer Familien bedrängt, denen wir helfen, die wir stützen müssen. Denn viele von uns sitzen noch täglich am reichlich gedeckten Tisch, entbehren nichts, was zu des Lebens Notwendigem gehört, genießen noch gar mancherlei, was darüber hinausgeht. Und davon können wir abgeben für diejenigen, die gar nichts mehr besitzen. Nicht nur darum, weil es unsere Pflicht ist als Schweizer, unsere Pflicht und unsere Tradition, mit der wir uns gebrüstet haben noch vor kurzem an unserer unvergeßlichen Landesausstellung, nicht nur, weil wir als Christen verantwortlich sind für unsere notleidenden Nächsten, sondern auch darum, weil wir ja gar nicht in Behaglichkeit und Geborgenheit leben können mit dem Wissen um das grenzenlose Leid, die unsagbare Not, die Tausende um uns her verzweifeln läßt. Unendliche Opfer, unsagbares Heldentum wird von den Menschen in den kriegführenden und besetzten Ländern verlangt. Sind wir bei uns überhaupt schon beim Begriff Opfer angelangt, waren es nicht meist Opferchen vom Entbehrlichen, haben nicht die meisten von uns das Kostbarste, das Leben unserer Lieben, unsere Heimstätten, unsere Existenz uneingeschränkt behalten dürfen, währenddem andere alles, alles hergeben mußten? Und sollte es nicht angesichts dieses ungeheuren Vorrechtes und angesichts der wachsenden Not, des wachsenden Flüchtlingsstromes, der über unsere Grenzen quillt, uns ein innerstes Bedürfnis sein, so umfassend als nur möglich zu helfen? Wir wollen nicht jammern, wir wollen uns nicht ängstigen darüber, daß diese Flüchtlinge unser Land zu stark belasten könnten, wir wollen vielmehr das unsere dazu tun, damit sie eben zu keiner zu großen Belastung werden, indem jeder Einzelne einen kleinen Teil dieser Last auf sich nimmt. Wir wollen nicht müde werden, auch wenn jeden Tag ein neues Bittgesuch auf unserm Tisch liegt, wenn eine Sammelaktion die andere ablöst; denn alles, was wir in dieser Beziehung tun können und tun dürfen, gilt ja der Rettung der Menschen aus furchtbarer Not, ist ein Symbol der Liebe, der Menschlichkeit, ein kleiner Baustein zum künftigen Frieden, zum Aufbau unserer zerrissenen Welt, ein Schutzwall gegen den Haß, der das Zerstörungswerk weiterzuführen droht, auch wenn einstmals die weiße Fahne über den Schlachtfeldern flattern wird. Danken wir Gott, daß wir zu diesen Bevorzugten gehören, die helfen dürfen, und unterstützen wir die Sammlung für die Flüchtlingshilfe heute und morgen und immer wieder, so oft deren Beauftragte an unsere Türe pochen.

Clara Nef.

Die jetzige öffentliche Sammlung beginnt am 20. November 1943. Einzahlungen erbitten die Kantonalkomitees, ferner Postcheck Nr. VIII/33000 „Schweizerische Zentralstelle für Flüchtlingshilfe, Zürich, Sammlung 1943".

Genf Florissant 11

Hotel La Résidence

165 Betten, 3 Minuten vom Zentrum.

Konferenzzimmer, Restaurant-Bar. Großer Privat-Autopark. Im Park 3 Tennisplätze. Zimmer ab Fr. 5.-. Pension ab Fr. 13.-. Spez. Arrangements für längeren Aufenthalt. Tel. 41388.

85 Dir. G. E. Lussy.

Nachrichten der Woche

Inland

Der Bundesrat hat die Traktandenliste der kommenden Session der Bundesversammlung bereinigt. Sie umfaßt 64 Geschäfte, wovon 34 Motionen, Postulate und Interpellationen sind.

In Lissabon wurde am 31. Oktober von der schweizerischen Zentrale für Verkehrsförderung eine schweizerische Ausstellung durchgeführt.

Bei der Bombardierung von Hamburg sind 23 Schweizer ums Leben gekommen.

Kriegswirtschaft: Für den Dezember ist eine neue Erhöhung der Lebensmittelrationen gemeldet. Die Fettration wird um 50 auf 550 Gramm erhöht, Tafelschokolade um 50 auf 150 Gramm, Confiserie von 100 auf 250 Punkte. Es gibt ferner Coupons für 50 Gramm Tee und 100 Gramm Kandiszucker; der Coupon für Hafer/Gerste wird durch einen Coupon Reis zu 250 Gramm ersetzt.

Ausland

In der Republik Libanon ist der Ministerpräsident Riad el Solh mit zwei seiner Minister und dem Präsidenten der Republik durch senegalesische Truppen verhaftet worden. Das Kriegsrecht wurde verhängt. Es scheint, daß diese Maßnahme von französischer Seite — ob vom Befreiungskomitee in Algier oder vom französischen Generaldelegierten für Syrien und den Libanon, Helleu, ist noch unklar — getroffen wurde, weil Frankreich das Mandat, das es im Auftrag des Völkerbundes verwaltet, nicht vor Kriegsende aufheben wolle. In der arabischen Welt hat das französische Vorgehen starken Aerger hervorgerufen, man fordert, daß das Mandatsystem überhaupt abgeschafft werde. Der ägyptische Ministerpräsident forderte, daß die libanesische Regierung ihre Funktionen sofort in aller Freiheit wieder aufnehmen dürfe. In England und den U. S. A. hat dieser Zwischenfall ebenfalls starke Verstimmung hervorgerufen, da der Libanon britisches Operationsgebiet und von großer strategischer Bedeutung ist. Der englische Gesandte in Beirut und die amerikanische Regierung haben denn auch an das französische Befreiungskomitee einen Protest gerichtet. König Faruk hat ebenfalls interveniert und die Vertreter Großbritanniens und der U. S. A. zu Besprechungen eingeladen. Im Libanon herrscht eine ausgesprochen franzosenfeindliche Stimmung; der englische Schutz wurde angefordert. Doch ist General Catroux, Staatskommissar des Befreiungskomitees, delegiert worden und hat offenbar Ruhe zu schaffen vermocht. Der ganze Zwischenfall hat das Ansehen General de Gaulles in England nicht verbessert, nachdem schon der Rücktritt Girauds und de Gaulles Protest gegen die Nichteinbeziehung des Befreiungskomitees in den Londoner Dreimächteausschuß Verstimmung erregt hatte.

England: Außenminister Eden gab Erklärungen ab über die Moskauerkonferenz. Seine Hoffnungen seien mehr als erfüllt, es sei eine neue Sphäre des Vertrauens in die Beziehungen zu den Verbündeten gekommen, zu der vor allem die militärischen Besprechungen beigetragen hätten.

Italien: Die alliierte Kontrollkommission für Italien ist nach Meldungen Eisenhowers gebildet worden und hat die Aufgabe übernommen, die Waffenstillstandsbedingungen auszuführen. — Marschall Badoglio hat eine „technische Regierung" gebildet, die für die reibungslose Abwicklung der Verwaltungsgeschäfte zu sorgen hat. In Süditalien sind zwei Korps italienischer Truppen gebildet worden, die dem freigelassenen Feldmarschall Messe und zwei ebenfalls in Afrika in Gefangenschaft geratenen Generälen unterstellt sind. In England sollen Tausende von italienischen Gefangenen freigelassen werden. — Graf Sforza hat die Einladung, Ministerpräsident des Königs zu werden, abgelehnt, weil Italien eine demokratisch-nationale Regierung haben müsse. — Ein neuer Vorschlag betreffend die Abdankung des Königs ist gemacht worden. Danach soll die Kronprinzessin statt Badoglio die Regierung an Stelle ihres kleinen Sohnes übernehmen, da sie keine belastende politische Vergangenheit hat.

Kriegsschauplätze

Im Osten ist ein verschärfter deutscher Widerstand zu spüren. Trotzdem rücken die Russen an allen Fronten langsam vor. Sie haben die ukrainische Stadt Schitomir erobert und damit den Deutschen die letzte Nord-Südauerverbindung geraubt.

Süditalien: Montgomery führt zurzeit die Offensive gegen die deutsche Winterlinie am Sangro, Teile seiner Truppen haben den Fluß bereits überschritten. Deutsche Truppen haben die Adriainseln Veglia, Cherso und Lussino vor Fiume besetzt. Andere deutsche Verbände sind auf Leros, einer der nördlichsten Inseln des Dodekanes gelandet.

Luftkrieg: Ueber 1000 alliierte Bomber griffen Münster an. Tagesangriffe wurden gegen Ziele in Norwegen und Frankreich ausgeführt. Sofia erlitt einen schweren alliierten Angriff. Ferner wurden Turin und Bozen bombardiert.

---

er das Fenster; es störte ihn das Gespräch der beiden drunten beim Kartoffelgraben, jeder Laut störte ihn, der von ihrer Hantierung zu ihm heraufdrang. Und lange dauerte es, bis er über seiner Arbeit warm geworden war, daß seine Blätter sich füllten mit immer fließender werdendem Text, nachdem viele, viele Streichungen davon gezeugt hatten, wie der Gedanke auf dem Weg vom Kopf in die Hand sich verflüchtigte, die Vorstellung spröde zerfiel.

Dann war es draußen dämmrig geworden, und die Geräusche waren nicht mehr vernehmbar. Nur einmal noch, er war gerade dabei, Licht zu machen, hörte er die Frau dem Kinde zurufen, es solle den schweren Korb nicht allein schleppen, sie komme ihm gleich zu Hilfe. Dann wußte er sie drunten in der Wohnstube beisammen, und über der fortschreitenden Arbeit vergaß er sie allmählich ganz, sie und seinen Groll. Es war doch noch ein ganz fruchtbarer Abend geworden. Abend? Wie lange er schon beim Licht saß, wußte er gar nicht. Es ging ja auf Mitternacht! Das Abendessen hatte er ganz und gar vergessen. Hatten sie wohl, um ihn nicht zu stören oder aus Groll und Trotz ihn gar nicht zu Tische gerufen? Er konnte ja in die Küche hinuntergehen, um sich dort noch etwas zusammenzusuchen; als er schon an der Türe war, besann er sich eines andern. Besser auch, er olieb gleich zur Nacht auf seinem Ruhebett im Arbeitszimmer. Ein Soldat war an Schlimmeres gewöhnt.

Als er am Morgen zum Frühstück kam, zeigte ihm seine Frau ein leidendes, verschlossenes Gesicht, das er oft gesehen hatte und das ihn immer wieder tief verstimmte. Aber auch das Kind erschien blaß. Es klagte über Leibschmerzen und Uebelkeit, und die Mutter wollte es nicht zur Schule gehen lassen. Es nahm dennoch seine Mappe und ging. Stiller als gewöhnlich, aber nicht trotzig schritt es neben dem Vater her, und als sein Schulweg von seinem Weg abbog, küßte es ihn rasch auf die Wange, aber nicht wie sonst, indem es an ihm hochsprang oder ihm noch schalkhaft den Letzten gab, und schwenkte in seinen Steig ein. Er sah ihm nach, wie es langsam vor sich hin ging, und so lange er seinen Kuß noch auf der Wange spürte, war ihm immer, er müsse ihm nachgehen und ihm noch ein Wort sagen. Doch dann vergaß er das Ganze und der Tag verging.

Als er am Abend heimkam, das Mittagessen pflegte er an diesem Tage in der Stadt einzunehmen, fand er das Haus leer. Auf seinem Tische fand er ein Blatt, in dem seine Frau ihm mitteilte, das Kind liege im Spital, wohin man es am frühen Nachmittag plötzlich habe bringen müssen. Es sei vermutlich Blinddarmentzündung und wohl eine Operation nötig. Er erschrak aufs tiefste, und nachdem er auf seinen Anruf aus dem Spital eine unbestimmte, aber nicht allzu beunruhigende Auskunft erhalten hatte, wartete er auf die Rückkehr der Frau. Diese rief ihn aber spät noch an aus dem Hause ihrer Eltern, wo sie über Nacht bleiben wollte, weil sie von dort aus am Morgen schneller beim Kind sein konnte, uno so blieb er allein in dem stillen Haus. Zu jeder andern Zeit wäre ihm dies nicht unlieb gewesen, hätte er nur so recht zur Arbeit kommen können. Aber der Schrecken und darauf das vergebliche Warten auf die Frau, bis es dann zu spät geworden war, noch selber ins Spital zu gehen, hatten ihn nun um jede Stimmung und Ruhe gebracht. Er ging früh zu Bett, konnte aber lange keinen Schlaf finden. Unruhvoll erharrte er die Stunde, wo er zu seinem Kinde eisen konnte. Dann rik ihn noch vor Tag aus kurzem Morgenschlummer das Telephon auf. Es ging dem Kinde schlechter. Beim Heben des schweren Korbes war etwas in den Gedärmen gerissen, und das Schlimmste war zu befürchten.

Aus weitgeöffneten Fieberangen starrte das Kind ihm entgegen. Sein Mund war schmerzlich verzogen, seine Hände waren heiß und unruhig. Aber es schien glücklich, den Vater an seinem Bett sitzen zu sehen. Nur auf kurze Zeit wagte es die matten Lider zu schließen, fürchtend, er werde fort sein, wenn es erwache. Er blieb auf seinem Platz. Blieb den ganzen Tag da sitzen. Es war da etwas geschehen, das er noch immer nicht begreifen konnte. Vom Antlitz seines kranken Kindes schaute er immer wieder fragend und Trost begehrend auf das seiner Frau, die an des Bettes anderer Seite saß, wenn sie nicht hin und wieder ging, dem Kinde Handreichungen zu tun. Sie gab ihm selten einen Blick zurück. Und Trost hatte sie keinen zu geben, für sie selber gab es keinen Trost. Sie wußte vom ersten Augenblick an, was er so schwer begreifen lernte, daß das Kind verloren war. Es starb in der folgenden Nacht unter Qualen, nachdem es seit Stunden weder Vater noch Mutter mehr erkannt hatte.

Als es dann heimgebracht worden war und stumm in dem Kämmerchen lag, wo es oft geschäftig gekramt und fröhlich gesummt hatte, da schaute sein offenes Fenster aus verödetem Haus auf einen verödeten Garten hinunter. Die letzten bunten Blumen, die neben dem halb abgeernteten Kartoffeläckerchen noch geblüht hatten, standen um sein letztes Lager her, und ein paar halbgeöffnete Rosenknospen lagen auf dem Leintuch. Der Vater wäre ungefähr geblieben, hätte nicht seine Feder andere, traurige Arbeit bekommen. Mittendrin mußte er immer wieder innehalten und sich besinnen, er vermochte das Unerhörte noch nicht zu fassen. Manchmal glitt ihm wie ein Schatten die Vorstelluno von seiner droben begonnenen Arbeit vor den Augen vorüber. Kindergeschichten hatte er schreiben wollen. Von fremden Kindern erzählen. Wie wenn das? Und von seinem eigenen hatte er bis heute nichts gewußt? Von diesem seinem Kinde mußte er festhalten, was er nur irgend erfahren konnte. Wenn nun alles vorüber war, wenn die vielen Menschen nicht mehr da waren, wenn die Verwandten alle fort waren und er mit seiner Frau allein blieb, wenn sie endlich aus ihrer Erstarrung erwachte und bei ihm Trost suchte, dann würden sie von dem Kinde reden, dann mußte sie ihm erzählen, was es war und tat, fühlte und dachte. Was waren ihm nun all die kleinen Beobachtungen und drolligen Einfälle wert, die er von fremden Kindern festzuhalten im Begriff gewesen war! Wie schal und fremd war das alles geworden vor dem Ernsten und Tiefen, dem rätselhaft Traurigen, das er in den Augen seines eigenen Kindes mit schmerzlichem Erschauern gelesen hatte, und das nur sie ihm erklären und lösen konnte, die es mit ihm gewonnen und verloren hatte, die Mutter.

Die düstersten Tage seines Lebens gingen vorbei, und das tote Kind verließ das Haus für immer; auch die vielen überflüssigen Menschen mit ihrem schalen Trost gingen einer um den andern fort, und er blieb allein mit seiner Frau. Aber sie tat mit erstorbenem Gesicht ihre Arbeit, und er konnte keinen Weg zu ihr finden. Wenn sie sich nun bei Tische allein gegenübersaßen, sprach sie nur das Notwendigste, mühsam die Tränen zurückhaltend. Manchmal lief sie rasch hinaus und brachte ein verweintes, leidvolles Antlitz herein. Wenn er nach dem bitteren Mahl, das ihm im Munde aucll, vom Tisch aufstand, wartete er noch auf ein Wort, eine Bitte, einen Vorschlag: aber sie schien alles allein tun zu wollen und tun zu können. Und wenn er langsam auf seine Arbeitsstube ging, wartete er fast sehnsüchtig, aber immer umsonst auf einen Ruf.

Schweizerischer Verband der Akademikerinnen

In Lausanne versammelten sich vor kurzem die schweizerischen Akademikerinnen zu ihrer 20. ordentlichen Delegiertenversammlung, welche zahlreich besucht war und die trotz der Düsterheit der Zeit — oder vielleicht eben gerade deshalb — eindrücklich und schön für die Treue zum Geist der Wissenschaft zeugte: ein Bekenntnis, das angesichts des schweren Kampfes, den die geistigen Mächte — in jeder Form — heute gegen das Toben der losgelassenen Materie auszutragen haben, doppelt wertvoll und verpflichtend ist. Man versammelte sich mit einem Gefühl von Dankbarkeit und freudigem Ernst, im Bewußtsein, hier noch etwas zu genießen, das weitherum in den Ländern selten, wenn nicht gar tragisch unmöglich geworden ist.

Der Samstagabend vereinigte die Delegierten im Cercle libéral zu einem Vortrag über das reizvolle Thema „Lausanne au XVIIIe siècle". Die in der waadtländischen Historie überaus gut bewanderte Referentin, Mme. Delborbe, wußte dieses vor allem kulturell sehr vielschichtige Material zu einem geistreichen Gemälde zusammenzufassen, in welchem die kennzeichnende Linie — die Verbindung Berns mit der Waadt — sich in immer neuen Aspekten präsentierte: von der Politik bis in die leichte Einzelheit gesellschaftlichen Lebens. — Fortsetzung und glänzende Illustration der Dithuitième waadtländischer Prägung war anschließend ein Empfang in den Räumen des Palais „Mon Repos". In Anwesenheit von Vertretern der Universität und Stadt hieß die Präsidentin der Sektion Mme. Yvonne Darbre, die Delegierten herzlich willkommen und stellte ihnen für den Abend die wahrhaft seigneurialen Salons mit ihren kostbaren Möbeln und Gobelins zur Verfügung.

Am Sonntag fand im Palais de Rumine die von Frau Dr. Hegg-Hoffet, Bern, geleitete Delegiertenversammlung statt. Aus dem Bericht des Zentralvorstandes sind hervorzuheben die Nachrichten über die Vorarbeiten zur Bildung des schweizerischen Frauensekretariates und die Ausrichtung von Stipendien.

Das Budget für das Jahr 1943/44 sieht einen, wenn auch nicht sehr großen Fehlbetrag vor, und es ergab sich aus der Diskussion als einziges Mittel der Abhilfe (außer einmaligen Geschenken verschiedener Sektionen) die Erhöhung der Mitgliederzahl. Als besonderes Traktandum des Rechnungswesens kam die Schaffung eines bescheidenen schweizerischen Stipendiums für jüngere Akademikerinnen zur Beratung. Der Antrag wurde angenommen und die Ausschreibung für 1944 in Aussicht genommen.

In den Kommissionsberichten orientierte Mlle. Muriset (Kommission für Fraueninteressen) vor allem über den Erfolg der verschiedenen Publikationen ihrer Kommission, Frl. Dr. Schnurrenberger (Kommission für Berufsfragen) konnte die Bearbeitung des Berufsbildes „Volkswirtschafter" zu Ende führen. Die Kommission beobachtete den Arbeitsmarkt im allgemeinen und sucht neue Wege in der Organisation von Stellenangebot und Nachfrage. Aus der Kommission für nationale Fragen berichtete Mlle. Quinche und gab damit das Stichwort zu einer allgemeinen Erörterung des praktischen Beitrages der Akademikerinnen an die geistigen und materiellen Aufgaben des Landes.

Nach der Wiederwahl von drei Mitgliedern des Zentralvorstandes (Dr. med. H. Mundorff, Basel, Prof. Dr. phil. II C. Zollikofer, Zürich, N. Darbre, pharm. Lausanne) gab Frau Dr. J. Eder, Zürich, einen Bericht über den internationalen Verband, dessen Tätigkeit durch die Zeitumstände natürlich sehr beeinträchtigt ist, der aber nichts desto weniger für die nächsten Jahre Arbeiten von größter Tragweite vorbereitet.

Zum Schluß referierte eine Stipendiatin über ihre wissenschaftlichen Forschungen auf medizinisch-chemischem Gebiet.

Die Tagung brachte manchen persönlichen Kontakt, manche Anregung, viel Befriedigung und vor allem die Bestätigung, daß die schweizerische Akademikerin ihre Stellung und Verpflichtung erfolgreich und kraftvoll innehält.

Dr. Ch. v. Dach.

Briefe an das Frauenblatt

Eine Redaktion muß Briefe aus dem Kreis der Leser erhalten; diese Briefe sind für sie — fast so nötig, wie die Manuskripte der Autoren. Sie sind das Barometer, an dem abgelesen wird, ob „schön Wetter" oder „Gewitter" herrscht am Leserhimmel; beide Wetterlagen sind ihr recht, viel lieber als ein „veränderlich", das nur auf undefinierbares Unbehagen gedeutet werden kann. Und wenn auch aus vielem Stillschweigen, d. h. Nichtschreiben der Leser/n oft — was wir ja hoffen — auf „beständig" geschlossen werden darf, d. h. auf gutes und gleichbleibendes Zusammenpassen von Zeitung und Leserin, eine Beständigkeit, die wir uns in der Redaktorensprache dann dankbar in „Abonnententreue" übersetzen, so ist es uns doch sehr willkommen, wenn von den Leserinnen immer einmal wieder ein „Wetterzeichen" in Briefform in Erscheinung tritt.

Wir haben als Echo auf unsere Jubiläumsnummer viel freundliche Zuschriften erhalten, die dem Blatte und den Redaktorinnen Gruß und Anerkennung brachten. An dieser Stelle sei herzlich all denen gedankt, da ein Antworten im Einzelnen nicht möglich ist. Wenn eine junge Familienmutter schreibt: „Ich wollte Ihnen sagen, wie sehr ich an Ihrem Blatt hänge und wie viel es mir immer bietet; ich könnte mir gar nicht denken, daß es nicht da wäre" — so sind wir hoffnungsvoll geneigt zu glauben, das gehe vielleicht auch noch andern Ungenannten so und machen uns umso lieber wieder an die Arbeit; wenn ein Herr Stadtrat meldet: „Durch seine vorzügliche Redaktion und den reichen Inhalt mit der Behandlung aller Probleme, die für die Frauen von Interesse sind, hat Ihr Blatt seine Existenzberechtigung erwiesen", so spornt uns dies nur an, das Recht auf diese Existenzberechtigung jede Woche neu zu verdienen; wenn eine viel beschäftigte Aerztin sagt: „Ich lese im Blatt jeweils am Samstagnacht fast jede Zeile", so wagen wir natürlich nicht, ein Gleiches von allen berufstätigen Leserinnen zu erwarten, sind aber doch gar gern bereit, zu denken, daß auch die Berufstätige im Blatt immer wieder viel ihr Gemäßes finde.

Abschließend bringen wir heute noch einige Zeilen aus einem soeben eingetroffenen Briefe:

„... manchmal ist's ein Wort, manchmal ein Lebensbild aus dem Frauenblatt, das mich durch die Woche begleitet. Am meisten dankbar bin ich immer für diejenigen Artikel, welche die stille verborgene Arbeit der Schweizer Hausfrauen ins rechte Licht stellen. Immer wieder erschrecken mich die Ansichten vieler Frauen über Hausfrauenarbeit und Berufsarbeit und die damit verbundenen Werturteile. Können Sie vielleicht gelegentlich im Frauenblatt zu dieser Frage Stellung nehmen?..."

Liebe Leserinnen, wir glauben, die Werturteile über Hausfrauenleistung oder Berufsfrauenleistung lauten sehr verschieden je nach dem Munde, der sie ausspricht. Einsichtige wissen, daß beide Leistungen unentbehrlich sind. Nicht um Werturteile auszusprechen, aber um uns ein klares Bild von dem, worauf es eigentlich ankommt, zu erarbeiten, wollen wir uns dieser Frage wieder einmal besonders zuwenden. Helfen Sie mit und sagen Sie uns

in 10—20 Zeilen

Ihre Gedanken zu folgenden Fragen:

Soll eine Frau, wenn sie heiratet, die Berufstätigkeit aufgeben? Wann ja, wann nein?

Fällt es der Frau leicht, auf den Beruf nach der Heirat zu verzichten? Wann ja, wann nein?

Ist der Verzicht für Mann und Familie wünschenswert?

Ist der Verzicht für die Frau wünschenswert?

Begegnen Sie noch Ansichten, die einer Unterschätzung der hausmütterlichen Leistung Ausdruck geben? In welcher Art?

Wie schätzen Sie selbst diese Leistung ein?

Natürlich müssen diese Fragen nicht alle beantwortet werden. Dankbar sind wir vor allem auch, wenn Sie uns von der eigenen Erfahrung, von eigenen derartigen Entscheiden und deren Folgen etwas anvertrauen.

Wir freuen uns, wenn wir recht viele Ihrer „Briefe an das Frauenblatt" bis 25. November entgegennehmen dürfen.

Die Redaktorin.

Ich studierte Chemie

Unter den 35 Studenten, die vor kurzem an der Eidgenössischen Technischen Hochschule, Zürich ihr Diplom als Ingenieur-Chemiker erworben haben, sind zwei Studentinnen. Wir baten eine von ihnen, uns von ihren Studien und Berufsplänen einiges zu melden, denn gegen alle Vorurteile wirkt am überzeugendsten das Leben selber. Red.

Es war etwa ein halbes Jahr vor der Matura, als ich mich entschloß, Chemie zu studieren. Chemisches Praktikum gehörte damals schon zu unserem Stundenplan, und das Hantieren im Laboratorium sowie auch die theoretische Chemie begannen mir Freude zu machen. Ich hatte das bestimmte Gefühl, daß mir dieses Arbeitsgebiet zusagen würde. Dazu muß gesagt werden, daß schon mein Großvater und mein Vater Chemiker waren. So ist es wohl möglich, daß meine Liebe zur Chemie auch etwas Vererbung ist.

So kam also der große Tag, an dem ich schüchtern und verzagt den großen Backsteinbau des Chemiegebäudes der E. T. H. betrat, der so überaus stark nach „Chemie" duftete. Das hat sich auch heute noch nicht geändert, nur habe ich mich schon so daran gewöhnt, daß ich es kaum mehr merke. Genau so wie an den Geruch, so habe ich mich in den ganzen Betrieb rasch eingewöhnt. Mit allen meinen Studienkollegen verbindet mich eine herzliche, fröhliche Kameradschaft. Ich erlebte so viele vergnügte Arbeitsstunden mit ihnen zusammen. Wie mancher Aerger über eine mißlungene Arbeit ist durch einen munteren Scherz gemildert, wie manche Unbeholfenheit durch gute, gegenseitige Kameradschaft und Hilfsbereitschaft behoben worden. Keinem fiel es ein, uns schief anzusehen, weil wir es wagten, als Frauen Chemie zu studieren.

Ich glaube, die Herren Professoren stehen den weiblichen Studierenden anfangs etwas skeptisch gegenüber, vielleicht, weil sie die alte, wie ich finde, etwas veraltete, aber doch noch ordentlich verbreitete Ansicht haben, es könnten uns andere Gründe als reine Liebe zu den Naturwissenschaften zum Studium getrieben haben. Sobald sie aber sehen, daß es uns ernst ist mit dem Arbeiten, verhalten sie sich ebenso wohlwollend uns, wie unsern männlichen Kollegen gegenüber.

Man sagt ja im allgemeinen, daß uns Frauen für die technischen Wissenschaften das logische Denken und ein gewisses technisches Gefühl fehle. Ich kann da nur sagen, daß uns die Männer in dieser Beziehung bestimmt etwas überlegen sind, daß wir aber durch Fleiß und exaktes Arbeiten imstande sind, diese Lücken größtenteils aufzufüllen. Außerdem finde ich gerade dieses Studium für eine Frau sehr verlockend, weil es ihr nicht nur abstraktes Denken, sondern daneben praktische Tätigkeit bietet. Der Chemiker-Beruf erfordert viel Ausdauer, Geduld und exaktes Arbeiten, und das sind doch Eigenschaften, die vielen Frauen gegeben sind. Natürlich braucht es auch Veranlagung zu Mathematik und Physik, denn ohne diese zwei Fächer ist das Chemiestudium nicht denkbar.

Ich habe mich nach dem Diplom der anorganisch-analytischen Chemie zugewendet und werde auf diesem Gebiet meine Dissertation machen. Ob ich nachher noch weiter am Polytechnikum bleibe oder mich nach einer Anstellung in der Industrie umsehe, weiß ich noch nicht. Die rein technischen Zweige der chemischen Industrie bleiben den Frauen natürlich verschlossen, aber es gibt dort eine Menge anderer organischer oder analytischer Arbeiten und Aufgaben, die eine Frau ebenso gut bewältigen kann. Ich kenne mehrere Kolleginnen, die in der Industrie beschäftigt sind und sich dort sehr wohl fühlen.

Auf die Frage, ob ich enttäuscht oder befriedigt sei von meinem Beruf, kann ich nur antworten, daß ich darin volle Befriedigung gefunden habe. Von Semester zu Semester gefiel mir das Arbeiten im chemischen Laboratorium besser, denn es ist eine sehr interessante, stets neue Aufgaben stellende Tätigkeit.

Yvonne Schaeppi.

„Unsere Kinder — unsere Schule"

Zum 18. kantonalen Frauentag in Zürich.

Die Frauenzentrale von Zürich und Winterthur laden auf den 28. November zum 18. kantonalen Frauentag ein. „Unsere Kinder — unsere Schule" lautet das Thema. Also Schulfragen — und zwar besonders wichtige. Liegt doch der Entwurf zu einem

neuen Schulgesetz

vor und wird in absehbarer Zeit den Räten und später den stimmberechtigten Bürgern vorgelegt werden.

Ein neues Schulgesetz interessiert natürlich uns Frauen sehr. Denn die Schule beeinflußt in so starkem Maße das Leben unserer Kinder, daß sie schon deshalb zu einem wichtigen Faktor auch in unserm Leben wird. So hat denn auch alles, was mit der Schule zusammenhängt, immer den lebhaftesten Widerhall bei den Frauen gefunden. Und wenn wir auch nicht durch unsere Stimme einem neuen Gesetz zur Annahme verhelfen und es ablehnen können, so werden wir doch versuchen, uns möglichst gründlich zu orientieren und uns unsere Meinung zu bilden.

Da werden wir uns nun zuerst überlegen müssen, wie wir eigentlich im Allgemeinen zu unserer Volksschule stehen; was erwarten wir von ihr? Welche Aufgaben weisen wir ihr zu? Ist sie uns nur der Ort, wo man unsern Kindern die nötigsten Kenntnisse beibringt, oder verlangen wir von ihr auch, daß sie die Erziehungsaufgaben des Elternhauses ergänze oder modifiziere? Und auf was soll diese Erziehungsaufgabe gerichtet sein? — Wir überlegen uns auch, ob die Schule diese Aufgaben bisher zu unserer Zufriedenheit gelöst hat, oder ob wir hie und da noch unerfüllte Wünsche haben und uns manches noch anders und, wie uns scheint, besser vorstellen könnten.

Der neue Gesetzesentwurf bringt vor allem für die oberen Klassen der Volksschule sehr

wichtige Neuerungen.

Die 7., 8. und 9. Klasse soll ganz neu organisiert werden. Lehrplan und Lernstoff sollen geändert werden, so daß diese Klassen ein ganz neues Gesicht bekommen. Dadurch sollen diese bisher etwas stiefmütterlich behandelten Klassen den Anforderungen des späteren Berufes der Schüler besser Rechnung tragen. Auch inbezug auf Lehrer und Lehrerinnen bringt der Entwurf Neues; das Schuleintrittsalter ist anders angesetzt, und noch manche andere wichtige Aenderung ist vorgesehen.

Den kantonalen Frauentag wird Regierungsrat Dr. Briner, der Zürcher Erziehungsdirektor, eröffnen. Frl. Anna Gasmann wird aus dem Gesetzesentwurf die Punkte herausgreifen, die uns Frauen am nächsten angehen, die Veränderungen gegenüber dem bisherigen Gesetz aufzeigen und abwägen, ob sie unsere Wünsche erfüllen, oder ob wir vielleicht in manchem noch Weitergehendes erwarten. — Dr. W. Guyer, der neue Direktor des Zürcher Oberseminars, wird die Frage erörtern, was wir von der „Schule als Vorbereitung für das Leben" erwarten. Dr. Guyer hat als Leiter des neuen Oberseminars eine wichtige Aufgabe: er bildet die künftigen Lehrer aus, die eines Tages unsere Kinder im Sinne des neuen Gesetzes unterrichten sollen. Nur wenn Ziel und Geist dieses Gesetzes mit dem Geist harmonisieren, in dem die jungen Lehrer ausgebildet werden, kann unsere Schule ein lebensvoller, einheitlicher Organismus sein.

Zum Schlusse zeigt der Frauentag an einem lebendigen Beispiel, wie die neue Volksschule ganz neue Wege gehen kann. Frl. Scherrer wird aus ihrer Arbeit in St. Gallen berichten, wo sie eine „Abschlußklasse auf werktätiger Grundlage" unterrichtet.

Wir sind sicher, daß der kantonale Frauentag den Frauen von Stadt und Land viel Anregung und Klärung bringen wird. M.

Börse- RESTAURANTS ZÜRICH b/Paradeplatz

Bekannt für gut und preiswürdig!

Für die kluge Hausfrau

NATURREINES FRUCHTKERNMEHL DER JOHANNISBROTFRUCHT

zellulosefrei

Gelbin

vollständig enthülst

In jeder Küche bis heute: Salz und Suppenwürze

Ab heute ebenso wichtig: GEL-BIN

die neue Kochhilfe

zum Gelieren, Binden, Strecken von Fett, Mehl, Trockenei!

Vielseitigste Verwendungsmöglichkeiten. Sehr sparsam im Gebrauch, daher billig. Beutel (40 gr.) Fr. 1.02 inkl. WUST und 5% Rabatt. Jedem Beutel liegt eine genaue Gebrauchsanleitung mit 40 Gratis-Rezepten der Rezept-Kommission des Hausfrauen-Vereins Zürich und Umgebung bei.

Verlangen Sie GEL-BIN in Ihrem Laden.

PROSPEKTE DURCH

NOVAVITA A.G. ZÜRICH

Drei Wochen waren bereits verstrichen, seit sie das Kind begraben hatten. Es war der Tag, an dem er über Mittag nicht nach Hause zu kommen pflegte. Die frühe Dämmerung des Spätherbstabends hatte sie seltsam weich gestimmt. Wie er so durch die Straßen ging, dachte er auf einmal mit einer Art Sehnsucht an sein Haus; nicht nur an seine Arbeitsstube, an die beschriebenen Blätter, die Bücher auf den Gestellen. Nein, auch an das Wohnzimmer, an die Behaglichkeit, Wärme und Stille darin, wenn die Frau ihre Handarbeit auf dem Tische liegen hatte und das Kind über seine Schularbeiten weg mit ihr dann und wann etwas plauderte und vom Vater einen Blick zu erhaschen suchte. Nun saß sie dort allein; wie lang mußte ihr der einsame Tag erscheinen. Einen Augenblick preßte es ihm das Herz zusammen, wenn er an ihren Schmerz dachte. Er wollte früher als sonst heimgehen, um länger mit ihr bei Tisch sitzen zu können. Im Vorübergehen sah er in einem Fenster ein blühendes Stöckchen, das sie besonders liebte, und wie er ihr vor manchem Jahr eins geschenkt hatte. Er kaufte es und gleich daraus noch einen Kuchen dazu, und in einer ungewohnten freudigen Erregung kam er heim.

Es war nur eine halbe Stunde vor der Zeit, um die sie ihn erwarten konnte, aber er fand das Haus dunkel. Die Mittagspost steckte noch im Kasten, und die Stille legte sich befremdend und ahnungsvoll auf die Brust. Er stellte im Wohnzimmer seine kleinen Geschenke auf den Tisch, ohne Licht zu machen. Der Tisch war nicht gedeckt, aber auf der dunklen Decke lag etwas Helles. Er setzte sich auf seinen Platz und hielt den Brief lange in der Hand. Dann zündete er das Licht an und las, was er schon wußte.

„Lieber Walter! Das Kind braucht mich nicht mehr, und Dir möchte ich nicht länger zur Last bleiben. Verzeih, daß ich es so lange tat, obwohl ich fühlte, daß Du mich nicht mehr brauchst. Ich konnte mich nicht von Dir trennen, denn ich hatte Dich immer noch zu lieb, wie weh Du mir auch tatest mit Deiner Fremdheit und Kälte, und ich hoffte immer, Du würdest zu mir zurückfinden. Nun hoffe ich es nicht mehr, denn ich liebe Dich nicht mehr. Seit unser Kind starb, mein Kind starb, kann ich Dich nicht mehr lieben.

Ich werde bei meinen Eltern bleiben, und da ich Dich einfach verlassen habe, ist der Grund zur Scheidung ja klar und belastet Dich nicht. Ich war Dir Last genug in den 14 Jahren unserer Ehe. Nun will ich Dich nicht länger abhalten von dem, was Dir Glück bedeutet und wichtig ist. Nun bist Du frei für die Arbeit, um die ich viel litt, weil sie Dich mir nicht nur ganz entzog, sondern fremd und feind machte. Ich glaube, Du hast mich oft gehaßt um Deiner Arbeit willen; aber nicht bitterer, als ich diese Deine Arbeit gehaßt habe.

Nun bist Du frei. Lebe wohl. Es möge Dir gut gehen.

Brigitte.

Auf dem Tisch unter der Lampe stand noch in seiner Hülle der Blumentopf. Daneben lag ein weißes Paketchen.

Er erhob sich, den Brief in der herabhangenden Hand. Der Umschlag entfiel ihm und blieb auf der Schwelle liegen.

Langsam erstieg er die Treppe in dem stillen Haus. Und im Dunkeln setzte er sich an seinen Schreibtisch. Durch das offene Fenster wehte herbstliche Kühle. Glockentöne drangen fernher, manchmal ein Fetzen Gespräch am Gartenzaun vorbei, ein Bellen, ein Lachen dazwischen kündeten weiter Stille und lastende Einsamkeit.

Er zündete die Lampe an. Ihr vertrautes Licht fiel auf leere Blätter. Nun war er frei. Er ergriff die Feder, bewegte sie wie spielerisch in kalten Fingern und ließ sie fallen. Schal und öde war ihm zumute.

Ihm ist, er könne nie wieder eine Zeile schreiben. Sein Kopf ist leer, sein Herz leer. Wer hat ihm doch das gesagt „Ein kurzlebiges neues Buch, ist es auch nur ein einziges versäumtes Jahr des Lebens in Liebe wert?"

Warum ist es so still da unten? Da unten war doch sonst immer fröhliche, manchmal etwas laute Geschäftigkeit, war Spiel und Arbeit, Plaudern, Lachen, Schelten. Da unten war das Leben, das ihm gehörte, zu dem er auch gehörte, an dem vorbei er immer die Treppe hinauf in sein eigenes stilles Reich gegangen, gefloben war, doch in der ängstlich wartenden Gewißheit, daß es ihm irgendwann nachkomme, ihn stören, ihn aufscheuchen würde.

Aber niemand ruft ihn, niemand stört ihn jetzt, niemals wieder. Er ist am Leben vorbeigegangen, nun ist das Leben an ihm vorbeigegangen. Nun ist er frei. Da liegen die leeren Blätter. Da liegt seine Feder. Leere Blätter, leeres Herz, am Leben vorüber, an der Liebe vorüber. Nun ist er frei.

Bücher

Erika Markwald: „Die Liebe geht durch den Magen"

Morgarten-Verlag Zürich.

Man kennt sie nun bald zur Genüge, überall tauchen sie auf, in den mondänen Frauenzeitschriften, in den eleganteren Inseraten der Zeitungen, in den neuesten Unterhaltungs-Romanen und vermutlich auch im Leben: diese blonden, noermäßig schlanken Mädchenfrauen scheinen in ihrer raffinierten Kindlichkeit einem zeitgemäßen Wunschbild zu entsprechen. In ihrer Häuslichkeit tragen sie ein langes, hellblauseidenes Hausdreß, sie posieren im grauen Tailleur und abends stecken sie eine echte Orchideenblüte ins Haar. Merkwürdigerweise kochen sie alle (Einfluß der amerikanischen Filmstars, die in der Kitchenette ihre Hausfrauentugenden entfalten?). Die von Erika Markwald äußerst geschickt ins Leben gerufene Vertreterin dieses Typus schreibt voll spielerischer Grazie ein Kochbüchlein für den Ehemann, den sie in einer Laune um eines andern willen halb unwillig, halb freiwillig verlassen hat. (So hätten wir also das Neueste vom Neuen: das Kochbuch für verlassene Ehemänner!) Zwischen die Kochrezepte schreibt die schöne Ungetreue viel und sehr Intimes aus ihrem verflossenen Eheleben auf. (Es scheint ein Merkmal dieser Frauengattung zu sein, daß von Allem und Jedem mit scheinbar naiver Selbstverständlichkeit gesprochen werden kann.) Es gehört offenbar auch zu diesem Lebensstil, daß man die besten Gaststätten der europäischen Hauptstädte kennt und selbstverständlich auch — und das ist sehr wichtig — die kulinarischen Spezialitäten irgendeines französischen Provinzrestaurants. Man weiß genau, welche Weinsorte und welche Champagnermarke zu Hummer oder zu Kaviar, zu Lammkotelett oder zu Beefsteak tartare serviert werden müssen. (Die Liebe geht durch den Magen.) Man ist am Schlusse von Erika Markwalds Büchlein einigermaßen beruhigt über das weitere Schicksal der sehr schlanken, sehr blonden Kochbuchschreiberin. Wir vernehmen, daß der Orchesterdirigent (Jazz-Orchester), um bessertwillen die einstige Ehe in Brüche ging, doch nicht der Richtige gewesen, daß aber die Lücke im Gefühlsleben nun durch einen dritten, offenbar vertrauenerweckenderen künftigen Ehemann ausgefüllt werden wird. Man kennt es nun bald zur Genüge...

A. H.

Der „Todesengel"

Unsere Stricknadeln klappern emsig. Unser Gespräch aber stockt. Wir haben von den Ländern in unserer Nähe gesprochen, von den Erschießungen dort. Und nun schweigen wir niedergedrückt. „Welcher Mensch mag den Mut haben, einer Mutter die Füsilierung ihres Sohnes mitzuteilen?" ruft eine von uns erregt. Da sagt ein junges Mädchen, das lange Zeit in Deutschland lebte, „ich kenne die Frau, die in Berlin das Amt ausübt, den Familien die Gefallenen-Nachrichten zu übermitteln." Wir sind zuerst stumm und erschrocken. Dann stellen wir Fragen.

Sie sitzt in Berlin, im OKW, an einem einfachen, kleinen Schreibtisch. Jeden Morgen häufen sich vor ihr die Briefe von den Fronten. Sie muß sie sichten und... ändern. Worte wie „unkenntlich verstümmelt, verbrannt, von Granaten zerrissen", kann man keiner Mutter weiter leiten. Schrecklich genug, ihr mitzuteilen, daß sie den Sohn verlor.

Können wir uns überhaupt vorstellen, wie eine Frau das aushält? Tagaus, tagein nur Todesnachrichten zu übermitteln? Nur Tränen sehen, nur versuchen, den Schmerz zu stillen und dabei wissen, daß dieser Schmerz unstillbar ist? Denn der Vater, der im Kriege fiel, wird noch dem erwachsenen Sohn in seiner Erziehung fehlen, die Mutter ihr Kind nur bitterer vermissen, je älter sie wird. Und die Frau, die trösten soll, hat selbst zwei Söhne an der Front. Der älteste ist in diesen Tagen gefallen.

„Warum macht denn überhaupt eine Frau so etwas?" fragt jemand erregt, „das ist kein Beruf für eine Frau. Sollen jene Männer den Angehörigen vom Tode ihrer Liebsten Kunde geben, die sie in den Krieg führten!"

Vorsichtig sagt das junge Mädchen: „Die Frau, die man den Todesengel des Krieges nennt, denkt nicht an Politik oder Parteien. Sie fühlt nur, daß alles Menschen sind, Menschen, die leiden, und ihnen versucht sie, ein wenig zu helfen." Mutter Maria hat fünf Kinder. Sie zog sie allein auf, und ernährt sie durch ihre Arbeit. Als ihr Mann starb, waren die jüngsten, ein Zwillingspärchen, drei Jahre alt. Heute gehen sie zur Schule. Und wenn die Mutter ihren Beruf ausübt, so denkt sie, daß dadurch ihre Kinder eine gute Ausbildung erhalten können. Der Posten des „Todesengels" wird hoch bezahlt.

„Ich darf meinen Beruf niemand anderem überlassen", hat sie einmal gesagt. „Wenn ich Frauen die Todesnachricht ihres Nächsten überbringe, geraten sie oft außer sich. Sie wüten gegen Krieg und Machthaber, — nun, und wenn andere Ohren das hören, könnten die Aermsten vielleicht noch angezeigt werden."

Diese Frau hat auch die Nachlaßenschaften zu ordnen. Es gelangen zu ihr Brieftaschen, Uhren und all die bescheidenen Habseligkeiten der Gefallenen, die letzte Erinnerung bedeuten. Sie muß sorgen, daß die Familien der Hinterbliebenen sie erhalten. Sie vermittelt, wenn die Ehefrau ein Bild vom Grabe mit dem hölzernen Kreuz erhalten will. Sie hilft, daß eine Mutter mit dem Offizier des Sohnes in Briefwechsel treten kann, oder daß der Kamerad des Gefallenen ihr vielleicht beim Urlaub einen Besuch abstattet.

Die Frau, deren Beruf es ist, unendlich viel Verzweiflung zu erleben, ist heute nicht älter als vierzig Jahre. Sie hat junge Augen, aber ihr Gesicht ist bleich und grau, als wäre es das einer Greisin. — Können wir je dankbar genug sein, daß in unserem Lande bis heute keine Frau diesen Beruf auszufüllen hat?

Irma Meili.

Kurse und Tagungen

50-Jahrfeier
des Frauenstimmrechtsvereins Zürich
Union für Frauenbestrebungen

Samstag, 27. November, 17 Uhr, im Kongreßhaus

Aus dem Programm:
Vorträge eines Streichquartetts, Ansprache von Herrn Stadtpräsident Nobs, Vortrag von Herrn Prof. F. Frauchiger über „Die politische Mitarbeit der Schweizerfrau".

Gemütliches Zusammensein der Mitglieder mit Angehörigen und Freunden.

Bernischer Frauenbund

Herbst-Delegiertenversammlung

Freitag, 26. November, im Großratssaal zu Bern

Beginn: 9.30 Uhr.
Aus dem Programm: Berichterstattungen, Aktuelle Tagesfragen. Fürsorge für Arme während und nach der Kriegszeit (Dr. M. Kiener, kantonaler Armeninspektor).
14.30 Uhr: Vortrag „Heer und Haus".

Versammlungs-Anzeiger

Zürich: Lyceum Club, Rämistr. 26. Montag, 22. November, 17 Uhr: Literarische Sektion. Dr. Max Rychner spricht über den „Westöstlichen Divan". Eintritt Fr. 1.50.

Basel: Vereinigung für Frauenstimmrecht. Mittwoch, 24. November, 20 Uhr, Metropol: Klubabend. Mrs. Elizabeth Brandon Deucher erzählt aus der englischen Frauenbewegung. (Zusammenfassung auf Deutsch durch M. E. Grün.)

Redaktion
Allgemeiner Teil: Emmi Bloch, Zürich 5, Limmatstraße 25. Telephon 3 22 03.
Feuilleton: Anna Herzog-Huber, Zürich, Freudenbergstraße 142. Telephon 8 12 08.
Verlag
Genossenschaft Schweizer Frauenblatt: Präsidentin: Dr. med. h. c. Elsi Züblin-Spiller, Kilchberg, (Zürich).

SCHAFFHAUSER WOLLE
MASQUE DE FER 50 GRAMM DE SUISSE

Das ungeheizte Schlafzimmer erfordert zum Ausgleich ein wärmendes, molliges
Bettjäckli
Ob Wolle oder Wollmischung, sie sind gleich schön in den Farben weiß, lachs und ciel
Müller & Sommerau Zürich

Metzgerei Charcuterie
J. Leutert
Zürich 1
Schützengasse 7
Telephon 3 47 70
Spezialitäten in Fleisch- und Wurstkonserven
Filiale Bahnhofplatz 7

Alle Küchengeräte nur von
SCHWABENLAND & CIE AG.
Nüschelerstr. 44 Zürich 1

Sitzmöbel und Tische
der
A.-G. Möbelfabrik Horgen-Glarus
in Horgen
Bei allen guten Möbelgeschäften erhältlich.

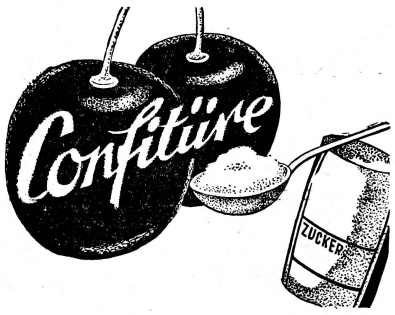
Langenthaler Porzellan
erfreut die Kenner und ist weitherum beliebt. Die Langenthaler Erzeugnisse stellen darum auch Geschenke dar, die immer angebracht sind und stets Freude bereiten. Zum Beispiel ein formschönes Tafelservice, ein Kaffeeservice mit apartem Dekor oder eine eigenartige Vase. Die Möglichkeiten der Wahl sind vielseitig. Wir freuen uns, Ihnen dies zu beweisen.
Baumgartner
das Spezialgeschäft für Haushaltartikel und Eisenwaren mit der ungewöhnlichen Auswahl. Zürich 6, Schaffhauserstr. 14, Tram Krone, Telephon 6 11 67

JUSTITZ MÖBEL
MÖBEL FÜR'S LEBEN
ZÜRICH - LÖWENSTRASSE / BIELPORTE

Reissverschlüsse
in größter Auswahl in Farbe, Modell und Länge erhalten Sie am promptesten im
REISSVERSCHLUSS-SPEZIALGESCHÄFT
H. MEISTER, ZURICH 1
Augustinergasse 42 Tel. 3 53 31

Radio Wir beraten & bedienen Sie gewissenhaft
Baumann, Koelliker
& Co. A.-G., Sihlstrasse 37 Tel. 33733 Zürich

Der heimelige
Teeraum
Marktgasse 18
Gipfelstube
W. BERTSCHI, SOHN
ZÜRICH



Immer noch **Vorkriegs - Qualität ohne Ersatz- und Streckmittel**

Im November: 1 Sondercoupon = 250 g pro Ration

	500-g-Becher
Vierfrucht	Fr. **—.95**
Zwetschgen (250-g-Dösli 55 Rp.)	Fr. **1.05**
Orangen	Fr. **1.10**
Kirschen *rot und schwarz (rote: 250-g-Becher 65 Rp.)	Fr. **1.20**
***Erdbeer/Rhabarber**	Fr. **1.25**
Aprikosen (250-g-Becher 75 Rp.)	Fr. **1.35**
Konfitüre aus einged. Birnensaft	Fr. **1.35**
Erdbeer	Fr. **1.40**

* Nur in den Verkaufsmagazinen erhältlich. 111-14

MIGROS

St. Anna-Galerie
Rahmen-Vergolderei feine fachgemäße
Einrahmungen
Kunstblätter gut gerahmte Bilder
Gemälde, Spiegel
St. Annagasse 9
Hint. St. Annahof, Bahnhofstr.
An- und Verkauf guter Gemälde

Zur Ergänzung und Erneuerung Ihres
Notvorrates
offeriere ich meine vorzüglichen
Fleisch-konserven
Pic-nic
Siedfleisch
Rindsbraten
Sandwichpaste
Farmerfleischpastete
Zungentranchen
Wienergulasch
Fleischkäse
Punktfreie Konserven
Kaninchenpaste
Kaninchenfleischpastete
Mastganspaste
In allen Filialen u. Lebensmittelgeschäften
Wurst- u. Conservenfabrik Ruff Zürich

inserieren bringt Gewinn

Agis
Tafelgetränke
aus Fruchtsaft u. Mineralwasser
Obst-Essig
würzig, mild, aromatisch
Salat-Sauce
hilft bis 75% Oel sparen garantier naturrein
... bis heute über 51.000.000 Fl.
„Agis" J. Stössel, Zürich

Porzellan-Malerei
Handlung und Brennerei
Jac. Bachmann
Zürich 1, Seinaustr. 50, Tel. 33386
Erstklassige Ausführung in Porzellan und Keramik

Zoller Bahnhofstr. 35, Zürich 1
Telephon 37240 Postcheckkonto VIII 26185
Wolle in größter Auswahl
Pullover Gillover, Robes, handgestrickt – Pariser, Wiener und eigene Modelle
Anfertigung nach Maß Reparaturen
Reißverschlüsse in allen Farben und Längen von 75 mm an